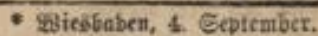


22. Jahrgang.



Da es für den Staat vom höchsten Interesse sein muß, die
 seinen Bürger soweit als möglich vor dem wirtschaftlichen
 Untergange zu schützen, so erhebe die Frage, ob die
 gesetzlich gezogene Pfändbarkeitsgrenze von 1500 M. unter-
 schiedlos für alle Gehaltsstufen noch zeitgemäß sei, wohl berech-
 tigt. Die Frage rechtfertigt sich auch noch unter einem anderen

Wie wir hören, hat die Leitung des Deutschen Bankbeamtenvereins bereits eine Petition mit Begründung ausgearbeitet, die sie dem Reichsjustizamt eingekandt hat; auch beschäftigen sie, einzelne Reichstagsabgeordnete, die ihren Beiträgen nachstehen, dafür zu interessieren. In der Tat scheint der jetzige Zustand, wobei das individuelle Element bei Gehaltsfindungen gänzlich außer Berücksichtigung bleibt, etwas veraltet. Ungeachtet der Einwendungen, die wahrscheinlich von juristischer Seite namentlich schon im Hinblick auf die berechtigten Interessen der Gläubiger, erhoben werden, beansprucht die Frage doch die Aufmerksamkeit aller in abhängiger Stellung befindlichen Personen, und der Deutsche Bankbeamtenverein hat sich mit der Aufrollung des Problems zweifellos ein Verdienst erworben.

* **Fechtkriege des Turnvereins Wiesbaden.** Am 31. August, abends 8½ Uhr, veranfaltete die Fechkriege des Turnvereins in Junior-Preisklassen in Florett (Joje Menfor). Daren beilligten sich nur solche Fechter, die bis jezt noch nicht auf Gaußpreis- und Deutischen Turnfesten die Klinge gekreuzt haben. Eine groe Anzahl von Aufshauern, u. a. auch einige Herren der Fechter-Vereinigung Wiesbaden hatten sich eingefunden, die das Fechten, bestehend in einer Schule, zwei Qualifikationsgängen sowie einem Treffergang (für Treffer), geleitet von dem tüchtigen Fechtmeister Herrn Jean Brumhardt, mit großer Aufmerksamkeit und regem Interesse verfolgten. Da einige Fechter in dem Preisklassen verhindert waren, beteiligte sich trotzdem eine stattliche Zahl. Die von der Riege gestifteten drei Preise erhielten folgende Fechter: 1. Preis Fritz Brumhardt, 2. Preis Heinrich Wejsbal, 3. Preis Christian May. Nach dem Preisfechten fand ein solenner Kommerz statt, der von dem 1. Obmann Herrn Mor Neufing in feierlicher Weise geleitet wurde. Auch dieser Teil verlief in harmonischer Weise und darf die Fechtiege auf diese schön verlaufene Feiter mit Zufriedenheit zurücliegen.

Drei neue Einakter von Sadormann. Hermann Sadormann hat soeben einen neuen Einakter-Ryklus vollendet und dem Burgtheater-Direktor Dr. Schlenker überreicht. Der Ryklus wird voraussichtlich zu gleicher Zeit vor Weihnachten am Wiener Burgtheater und Berliner Lustspieltheater in Szene gehen, aber auch wohl bald in Wiesbaden auf der Bühne erscheinen. Er nennt sich: „Rosen“. Das erste Stück ist ein Schauspiel, das nach seiner Titelheldin „Margot“ benannt ist, das zweite, ebenfalls ein Schauspiel, heißt „Der letzte Besuch“, beide behandeln ein modernes Problem, während der dritte Einakter, ein Lustspiel, das den Titel „Die ferne Prinzessin“ führt, uns ins Reich der leichtbeschwingten Phantasie führt und das Ganze im fröhlichsten Tone beschließt.

Conrad H. Schiffer. Hof-
Photograph **Taunusstr. 24,**
Atelier für künstlerische Porträts, Vergrößerungen. 993

Berlin. Bankdiskont 5 $\frac{1}{2}$ %, Lombardzinsfuß 6 $\frac{1}{2}$ %, Privatdiskont 13%.

[illegible]

Der Landwirt.

Wochen-Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 27.

Wiesbaden, den 5. September 1907.

22. Jahrgang.

(Nachdruck verboten.)

Landwirt und Schreibmaschine.

Von Oswald Junger.

Wenn man sich die Beweggründe vergegenwärtigt, welche zur Erfindung der Schreibmaschine geführt haben, so ist es eigentlich verwunderlich, daß die Verbreitung dieser ebenso nützlichen wie praktischen Reisterwerke der Kleinmechanik unter den Landwirten noch immer eine ganz verschwindend geringe ist. Betrachtet man indessen die Dinge näher, dann ergeben sich neben einem dem Deutschen im allgemeinen und dem Landwirte im besonderen nun einmal angeborenen Mißtrauen gegen alle Neuerungen verschiedene Umstände, welche jene Erscheinung wohl verständlich erscheinen lassen. Dazu gehört in erster Linie die vielfach geäußerte Meinung, daß die Anwendung der Schreibmaschine eine sehr schwierige und komplizierte sei und die Anschaffung sich nur für größere Büreaux mit besonders geschulten Kräften eigne; ferner befindet man sich oft im Zweifel darüber, welchem Maschinenstystem von den vielen bestehenden hinsichtlich Haltbarkeit, Leistung und Handlichkeit man den Vorzug zu geben habe, und endlich spielt auch der Preis eine keineswegs untergeordnete Rolle. Nun muß freilich zugestanden werden, daß ein klares, unparteiisches Urteil über diese wichtigen Punkte nur derjenige fällen kann, welcher mit dem Wesen der Schreibmaschine und den verschiedenen bei uns gebräuchlichen Systemen, wenn möglich, auf Grund eigener Erfahrungen bekannt geworden ist. Ein jeder Landwirt lobt seine Ware und dies trifft auch insonderheit bezüglich des „Typenwriters“ zu. Es dürfte daher zweifellos im Interesse vieler Landwirte liegen, wenn auch einmal das sehr zeitgemäße Thema der Schreibmaschine in den Spalten dieser Zeitschrift behandelt wird; sind doch jene Kunstwerke in der Tat geeignet, allen Besitzern als ein wichtiges Mittel zur schnellen Bewältigung der mit dem Fortschreiten der Zeit immer mehr anwachsenden Schreibarbeit die besten Dienste zu leisten.

Das Bedürfnis nach maschinellen Einrichtungen, um die Schreibfähigkeit der Hand zu ersetzen und auch gleichzeitig Zeiterparnis und eine gut lesbare, druckfähige Schrift zu erreichen, machte sich — wie könnte es auch anders sein — zuerst im Lande des Dollars bemerkbar. Die Vorteile der bald in solcher Vollkommenheit auf den Markt gelangenden Schreibmaschinen, daß ihre Verwendbarkeit in der Praxis keinem Zweifel mehr unterliegen konnte, wurden daher auch in Amerika fröhlich anerkannt und die dortige Industrie besaß infolgedessen auf diesem Gebiete lange Zeit hindurch einen großen Vorsprung. Millionen deutschen Geldes wanderten mit der Zeit — und wandern noch heute — für Schreibmaschinen nach Amerika, dessen Industrie einen immer größeren Aufschwung nahm. Nach einer Statistik betrug beispielsweise im Jahre 1897 die Ausfuhr bereits 1,5 Millionen Dollar und belief sich im Jahre 1898 schon auf 2 Millionen Dollar, wovon auf Deutschland allein 425 614 Dollar entfielen. Endlich begann man auch bei uns mit der Fabrikation von Schreibmaschinen, und deutsche Regierämter und Betriebsämter verhielten der inländischen Produktion schnell zu recht bedeutenden Erfolgen; so stellt Deutschland heute Maschinen her, die es an Leistungsfähigkeit getrost mit den besten amerikanischen aufnehmen können, ja diese in mancher Beziehung noch übertreffen.

Noch einer oberflächlichen Schätzung gibt man die Anzahl der jetzt existierenden Maschinensteme auf weit über hundert an. Daß bei solcher Mannigfaltigkeit eines Gebrauchsartikels die richtige Wahl für den Käufer keine leichte ist, leuchtet wohl ohne weiteres ein, zumal wenn er mit der Materie noch wenig oder gar nicht vertraut ist. Wer eine Maschine beschaffen will, der muß sich unbedingt in erster Linie darüber klar sein: wozu sollen die Maschine dienen — privaten oder geschäftlichen? Aus der Beantwortung dieser Frage, welche nach Beachtung der in den nächsten Absätzen enthaltenen Ausführungen keine besonderen Schwierigkeiten mehr verursachen dürfte, ergeben sich dann alle anderen Punkte fast von selbst.

Bei den Schreibmaschinen hat man, je nach ihrer Konstruktion, zunächst zu unterscheiden zwischen Kaviaturschreibern und Einzelettern- bzw. Reigermaschinen. Beide Bezeichnungen lassen die Art, wie man sich ihrer beim Gebrauch bedient, deutlich erkennen, so daß eine besondere Erklärung wohl überflüssig sein dürfte. Die Einzelettern sind aus dem Bestreben entstanden, eine möglichst billige Schreibmaschine auf den Markt zu bringen, damit auch der weniger Begüterte sich ihre Vorteile zu eigen machen kann. Sie besitzen indessen doch sehr in Betracht kommende Mängel. Das Arbeiten mit ihnen, wobei man z. B. mit der rechten Hand einen Reiger nach den auf einer Platte kenntlich gemachten einzelnen Buchstaben führt und mit der linken Hand jedesmal einen Hebel, welcher erst den Druck des Papiers besorgt, in Bewegung setzt, verursacht viel Zeitverlust und ermüdet bald. Außerdem bestehen die Typen nicht aus Metall, sondern aus Gummi, und erfordern somit eine sehr peinliche Behandlung, will man sie möglichst lange in gebrauchsfähiger Beschaffenheit erhalten. Die Kaviaturschreibern eignen sich infolgedessen mehr für gelegentliche Arbeiten, so zum häuslichen Gebrauch, wo sie wegen ihrer meist recht gefälligen Schrift und ihrer Billigkeit schließlich am Platze sein mögen. Als in allem genommen stehen sie in ihrer tatsächlichen Bedeutung nicht viel höher als eine Spielerei.

Für eine tägliche Benutzung, d. h. für eine ausgedehnte, regelmäßige Korrespondenz, können einzig und allein nur Kaviaturmaschinen ernstlich in Frage kommen. Einmal sind sie aus vorzüglich haltbarem Material gefertigt, das eine gehörige Strapaze verträgt und zum anderen gestattet die Kaviatur das „Schreiben“ mit beiden Händen zugleich; durch diesen Umstand begünstigt, wird ein einigermaßen geschickter Maschinenführer sehr bald eine Fertigkeit erreichen, die selbst ganz schnelles Schreiben mit der Feder auffallend übertrifft, außerdem aber immer eine saubere und — vor allen Dingen — leicht lesbare Druckschrift liefert.

Man teilt nun die Kaviaturschreibern wieder ein in Typen-, Reiger- und Typenreiger- oder Zylindermaschinen. Bei letzteren liegen sämtliche Schriftzeichen auf einem einzigen Typenträger

von der Form eines Rades. Diese Konstruktion hat den Vorteil, daß die Abnutzung eine geringere ist, wie bei den Hebelmaschinen. Denn hier befinden sich die Typen auf einzelnen Hebeln oder Stangen, deren Lagerung bezw. Aufhängung beim Schreiben in fortwährender, intensiver Bewegung ist. Wenn gleich man auch allerbestes Material verarbeitet, so wird sich dieser Nachteil doch nie völlig ausgleichen lassen. Ein weiterer Vorzug der Zylindermaschinen besteht darin, daß nämlich bei ihnen vermöge ihrer eigenartigen Bauart die Zeilenabstände nicht beeinträchtigt werden kann, während manche Hebelmaschinen nach längerem Gebrauch vielfach mehr oder weniger das Gegenteil zeigen. Ferner zeichnen sich die Radmaschinen vor ihren Schwestern noch besonders durch die leichte Austauschbarkeit des Schriftsatzes aus, indem man einfach das Typenrad von seiner Achse hebt und ein anderes dafür einsetzt. Man ist also in der Lage, mit einer Maschine verschiedene Schriftarten beliebig hintereinander schreiben zu können, wenn man nur die betr. Typenräder besitzt. Allerdings haben die Radmaschinen auch einen für gewisse Zwecke unangenehmen Nachteil, denn man kann mit ihnen nicht die gleiche hohe Anzahl brauchbarer Durchschläge, d. h. Vervielfältigungen eines Schriftstückes mittels Kohlenpapier bei nur einmaligem Schreiben herstellen, wie mit den Hebelmaschinen, doch hat man mit gutem Erfolge versucht, das Uebel durch Anbringen einer Verbesserung abzuheben.

Eine Hauptforderung, die man an eine Schreibmaschine heute stellen muß, ist die Sichtbarkeit der Schrift gleich vom Augenblicke des Entstehens an. So sind wir es beim Schreiben mit der Feder gewohnt, und Schreibmaschinen, bei denen man das Geschriebene erst zu sehen bekommt, nachdem man einen Rahmen hochgeklappt hat, was naturgemäß stets eine Unterbrechung der Schreibfähigkeit verursacht und somit unnötig Zeit in Anspruch nimmt, kann man gewissermaßen als mit einem „psychologischen Fehler“ behaftet bezeichnen. Diese sofortige Sichtbarkeit der Schrift galt lange Zeit als unerreichbar, das Problem wurde aber schließlich glänzend gelöst. Ist der Schreibende in der Lage, das Geschriebene ohne Unterbrechung mit den Augen zu verfolgen, so wird er einmal das Schreiben auf der Maschine fester und viel leichter erlernen, und zum anderen bietet der Umstand ihm Gelegenheit, jeden Fehler sofort beseitigen und die Schreibübung überleben zu können. Die unbedeckte Schrift kommt auch nicht minder demjenigen zu gute, welcher einem Schreiber diktiert oder seine Gedanken selbst mit der Maschine zu Papier bringt. Es ist also nur zu raten, bei der Auswahl einer Schreibmaschine alle Systeme, welche die sofortige Sichtbarkeit der Schrift nicht gestatten, einfach außer acht zu lassen.

Was die Erlernbarkeit des Maschinenschreibens anlangt, so ist man vielfach der Meinung, daß das keine so leichte Sache sei. Sehr mit Unrecht. Denn es wird kaum bestritten werden, daß es viel einfacher ist, mit der Maschine schreiben zu lernen, als mit der Feder, wenn man nur einigermaßen Veranlagung und — den guten Willen hat. Dabei genügt in Fällen, wo die Ausbildung in einem Institut nicht möglich ist, eine eingehende schriftliche Anleitung für den Lernenden vollständig. Im allgemeinen wird der Schüler, gleichviel wie er auch immer veranlagt sein mag, nach achtstündiger Übung, täglich ein bis zwei Stunden, schon eine nette Geläufigkeit besitzen, und es ist ferner ebenso gewiß, daß er bei weiterer Übung in drei Wochen ebenso schnell als mit der Feder schreiben wird. Eine außerordentliche Fertigkeit erreicht man freilich erst bei ununterbrochener Übung, aber ist diese beim Gebrauch der Feder etwa nicht erforderlich? Dennoch wird man mit letzterer nie diejenige Schnelligkeit erlangen, wie ein ganz geübter Schreiber auf der Maschine, der es auf das Drei- bis Vierfache bringt und außerdem noch infolge der großen Durchschlagskraft der Typen bis zu 15 Abdrücken mittels Kohlenpapier (bei einmaligem Schreiben!) fabriziert! Das Kopieren der Briefe ist dann überflüssige Sache.

Die Gestalt der Schreibmaschine, die sich anfangs ungewöhnlich groß und plump ausnahm, ist im Laufe der Jahre immer kleiner und zierlicher geworden, und es gibt nur noch wenige, die man nicht bequem in einer Tasche auf der Reise mit sich führen kann. Nur das lästige Geräusch beim Arbeiten auf der Maschine hat sich leider noch immer nicht heben lassen, obwohl man auch in diesem Bereiche weitestgehend erreicht hat. Einen sogenannten Schreibkrampf kennt man beim Maschinenschreiben nicht, wenigstens hat man ihn noch nicht nachzuweisen vermocht. Den vielleicht bei diesem oder jenem in der ersten Zeit sich wirklich einmal bemerkbar machenden Schmerzen der Fingerspitzen kann man durch Aufsteden von Fingerbädern abheben, sie düpfen aber sehr bald von selbst wegbleiben. Bestes Mittel dagegen ist in jedem Falle ein leichter Gang der Maschine.

Die Preise für tadellose Kaviatur-Schreibmaschinen sind ziemlich hohe: sie belaufen sich durchschnittlich auf 300–450 A pro Stück. Daneben gibt es auch sehr brauchbare Maschinen, die man schon für 150–250 A pro Stück erlangen kann, während andere sogar 500 A pro Stück kosten. Reigermaschinen sind bereits für ca. 60 A pro Stück erhältlich.

Nicht unbedenklich bleiben soll, daß es auch Schreibmaschinen gibt, die so konstruiert sind, daß man mit ihnen Eintragungen jeder Art in Bücher ausführen kann. Diese sogenannten Buchschreibmaschinen sind bei und indessen weniger in Gebrauch, und im Preise stellen sie sich etwa um das Doppelte bis Dreifache höher, als die beste der gewöhnlichen Schreibmaschinen.

Neuerdings gelangen einige Schreibmaschinen mit einer sehr hochwertigen Vervollkommenung auf den Markt. Diese ermöglichen nämlich das Schreiben in zwei und drei Farben — schwarz, blau und rot — ohne besondere zeitraubende Manipulationen. Sollen beispielsweise in einem Schriftstücke Worte oder ganze Sätze hervorgehoben werden, so ist es nicht mehr nötig, sie zu unterstreichen oder „gepunkt“ zu schreiben, sondern man setzt sie einfach in anderer Farbe auf das Papier. Die Neuerung hat sich in der Praxis ganz gut bewährt.

Damit wäre wohl das Thema dieses Aufsatzes erschöpft. Freilich läßt sich über Schreibmaschinen noch so manches Wissenswertes sagen, allein noch eingehendere Ausführungen wür-

den über den Rahmen dieser Zeitschrift hinausgehen. Die vorstehenden Darlegungen dürften vollständig zur Orientierung über das Wesen der Schreibmaschine genügen, und hoffentlich erfüllen sie auch ihren Zweck: aufklärend und anregend zu wirken in jenen Kreisen, die heute der Schreibmaschine gegenüber sich noch zurückhaltend zeigen.

Viehzucht.

— Die Entfernung von Warzen an Tieren geschieht einfach dadurch, daß man dieselben mit einem starken Faden, sogen. Sattlerseide, unterbindet; nach einigen Tagen fällt sie dann ab. Auf die entstandene Wunde schmiert man etwas Karbolsäure. Kleinere Warzen schneidet man mit einem Messer ab und bestreicht dann die entstandene Wunde mit Jodtinktur.

Geflügelzucht.

— Der „weiße Kamm“ ist eine der abscheulichsten ansteckenden Krankheiten, die in einem Geflügelhofe vorkommen können. Sie wird durch graue oder weißliche Pilzwucherungen auf dem Kamm und den Bartlappen, sowie den nackten Gesichtsteilen des Geflügels hervorgerufen. Tritt diese Krankheit an einem Tier auf, so ist es am besten, man schlachtet das Tier sogleich und verwendet es in der Küche, da es sonst ganz gesund ist. Ist es jedoch ein sehr wertvolles Tier, so sonderte man daselbst sehr streng ab (die Krankheit ist sehr ansteckend und überträgt sich in wenigen Tagen auf den ganzen Bestand) und reibe die befallenen Stellen ungefähr 8 Tage lang täglich mit einer Mischung von 1/2 Karbolöl von 5 Proz. und 1/2 Petroleum ein. Es wird sich bald ein dicker Schorf bilden, der dann mit der Zeit von selbst abfällt oder mit Karbolöl abgelöst werden kann. Ein anderes gutes Mittel ist eine 10prozentige Einreibung mit abgewaschenem Quecksilberfuchsalb und Petroleum. In beiden Fällen ist die größte Sorgfalt geboten. Die Stallräume, in denen ein solcher Krankheitsfall vorgekommen ist, müssen sofort gehörig ausgemauert oder mit Chloralkali ausgewaschen werden. Ein Vorbeugungsmittel ist nur: strengste Reinlichkeit. Das zuerst erwähnte Mittel (je 1/2 Karbolöl und Petroleum) ist auch äußerst empfehlenswert bei den Rausbeinen der Hühner. Die erkrankten Vögel brauchen nur einige Tage mit der erwähnten Mischung kräftig eingerieben zu werden, um geheilt zu sein.

— Zum Brüten lieben die Tauben namentlich dunkle, schattige Orte, daher auch die Nester so zu stellen, daß sie diesen Anforderungen genüge leisten.

Rheinisch-Westf.

Handels- und Schreib-Lehranstalt
Bewährtestes Institut 1. Ranges

für
Damen u. Herren.

Nur
38 Rheinstraße 38,

6de Moritzstraße.

3-, 4- und 6-Monats-Kurse. Jahres-Kurs.

Besondere Damen-Abteilungen.

Der Unterricht wird entsprechend dem Verständnis u. der Auffassungsgabe jedes einzelnen Schülers erteilt, genau nach den Anforderungen der Praxis, 8054

Nach Schluss der Kurse:
Zeugnis, Empfehlungen, Kostenloser Stellennachweis.



Bienenhonig

per Pfund ohne Glas garantiert rein.

Bestellung per Karte wird sofort erledigt. Die Beschäftigung meines Standes, über 90 Jahre, und Probieren meiner verschiedenen Sorten gerne gestattet.

Carl Praetorius,
Telephon 3205 nur Walfmühlstraße 46 Telephon 3205

Zur Einmachzeit empfehle

Konservengläser und -Krüge,

bestbewährte Fabrikate zu staunend billigen Preisen wegen Aufgabe dieses Artikels.

Telephon 2262. **Carl Hoppe, Langgasse 15a.**



Nr. 207.

Donnerstag, den 5. September 1907.

22. Jahrgang.

Getrennte Welten.

Roman aus der modernen Gesellschaft von Clarissa Kohde.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Bruno Müller?“ wiederholte der Justizrat nachdenklich. Ihm war, als wenn er diesen Namen schon irgendwo gehört hätte; aber es gab so viele Müllers. „Und auch er ist mit seinen Geburtsrechten nie hervorgetreten?“ fragte er dann.

„Erst kurz vor ihrem Tode hat seine Mutter, wie sie mir geschrieben hat, ihm gesagt, daß er ein Rothenfels und wer sein Vater sei.“

Der Justizrat stützte sinnend den Kopf in die Hand. „In diesem Kobizill nun,“ hob er nach einer kleinen Pause wieder an, „haben Sie, Herr Baron, Bruno Müller ausdrücklich als Ihren Sohn und berechtigten Miterben anerkannt?“

„Allerdings. Auf das Majorat Frauenstein hat der Sohn der bürgerlichen Mutter an und für sich kein Recht. Es bleibt Dietrich, der es ja schon seit seiner Verheiratung bewirtschaftet. Der Sohn Annas erhält Schönwalde.“

Der Justizrat schüttelte unmerklich den Kopf. „Das wird Baron Dietrich schwer treffen. Er hat Schönwalde stets als sein zukünftiges Eigentum betrachtet, und da es einträglicher als das Majorat ist, wird er das Gut schwer entbehren.“

„Ich hoffe, daß mein Sohn wird ohne Murren eine Pflicht erfüllen, die Ehre und Gerechtigkeit von ihm fordern. In dem Dokument, das ich Ihnen gegeben habe, ist alles niedergeschrieben, was ich Ihnen erzählt habe. Dietrich übrigens ist durch seine Frau im Besitze eines so großen Vermögens, daß er sich nicht allzu schwer in die veränderten Verhältnisse finden wird. Die Villa bleibt Asta. Das bare Vermögen wird geteilt. Es ist leider, lieber Justizrat, in den letzten zwanzig Jahren stark zusammengeschmolzen, da die Anforderungen an eine standesgemäße Lebensführung immer größer werden. Uebrigens, wenn Bruno so ist, wie mir die vielleicht verblendete Mutter geschrieben hat, so bin ich überzeugt, daß sich alles glatt abwickeln wird. Ihnen, Herr Justizrat, übertrage ich es, die Geschwister zusammenzuführen. Vermitteln Sie zwischen den Parteien, wenn es etwa zu Streitigkeiten kommen sollte, was ich nicht fürchten will. Ich wenigstens konnte nichts anderes tun, als den Willen der Verstorbenen erfüllen, die für den Sohn beanspruchte, was sie selbst freiwillig aufgegeben hatte, das Erbrecht auf den Namen und Besitz des Vaters.“

„Aber wollen Sie nicht lieber selbst, Herr Baron, noch bei Lebzeiten diese Vermittelung übernehmen, sich mit eigenen Augen überzeugen, wie der fern von Ihnen aufgewachsene Sohn geraten ist?“

„Nein, nein,“ rief der Baron ungeduldig. „Nur keine Mühen; ich war mein Lebtag kein Freund davon, und nun gar jetzt; solche Aufregung wäre mein Tod. Und nun, lieber Justizrat, entschuldigen Sie mich, ich fühle mich aufs höchste ermattet. Sie haben ja wohl noch Zeit, sich alles zu überlegen, wie es am besten anzufangen ist, kennen das Recht und wissen, daß ich nur getan habe, was ich tun mußte. Oder soll ich es etwa riskieren, daß der junge Mann, ich meine Bruno Müller, einen Prozeß über meinem Grabe anfängt? Sie hat mir damit gedroht, ja. Die Taube hat sich in ihrer Mutterliebe in einen Adler ver-

wandelt, der mit seinen Fängen sein Junges schützt. Sie hat mir gedroht, ich mußte, mußte!“ Seine Augen glänzten fieberhaft, seine Lippen zitterten. Er machte dem Justizrat hastig ein Zeichen, daß er ihn verlassen möge. Dieser zog sich aufs tiefste erschüttert und beunruhigt zurück.

Im Vorzimmer stand Editha. Sie wandte ihm ihr ernstes Gesicht mit banger Frage zu. „Hat Papa sich sehr erregt? Ich hörte ihn so viel sprechen. Der Geheimrat hat ihm das ganz untersagt!“

„Leider konnte ich es nicht verhindern,“ entgegnete der Justizrat, dem das vom Baron empfangene Schriftstück wie Feuer in den Händen brannte. „Ich glaube, es wäre gut, wenn Sie ihn zu beruhigen suchten, Frau Baronin.“

Sie erwiderte leicht seinen verabschiedenden Gruß und trat rasch in das Zimmer des Kranken.

Der Justizrat stieg eilends in seinen Wagen und warf sich aufsteigend in die Ecke: „Das ist eine böse Geschichte,“ murmelte er. „Ich wünschte wahrhaftig, der Baron hätte einen anderen damit betraut. Dieser stolze Dietrich und die verdöse Gräfin, und dazu dieser unbekannte Bruno! Das kann ein Höllenbräu werden. Nun, wir wollen sehen, wollen sehen.“

2. Kapitel.

Der kleine Justizrat Eberhard war ein sehr beliebter Gesellschaftler und deshalb viel begehrt in seinen Bekanntenkreisen. Junggeselle, trotz seiner fünfzig Jahre noch von jugendlicher Frische, voll Humor und stets zu allem angelegt, genoss er sein Leben, soviel er vermochte. Er konnte mit seinen reichen Mitelern jeden Wunsch, ja jede Grille befriedigen. So wiederholte er sich täglich mit heimlichem Schmunzeln Goethes Ausspruch: „Tages Arbeit, abends Gäste, saure Wochen, frohe Feste,“ das ist mein Fall, so lebe ich und bin glücklich. Ja er war glücklich; nur eins verdross ihn, eins konnte er nicht ertragen, allein zu sein. In seiner hübschen Junggesellenwohnung war es freilich recht behaglich, und seine alte Haushälterin besorgte ihm alles, was er beehrte. Aber speisen mochte er nicht daheim. Er besuchte daher mittags eine der großen Restaurationen, wo sich schon seit Jahren eine Junggesellentafel gebildet hatte und es recht munter zuging. Abends aber, wenn er nicht eingeladen war oder zu Hause zu arbeiten hatte, kam ihm doch ein Mangel zum Bewußtsein. War er bei dem einen oder anderen verheirateten Freunde zum Besuch, dann konnte er sich nicht enthalten, zu denken: es ist doch ganz nett, von der lieben, zarten Hand eines Weibes bedient zu werden, und ein leises Gefühl des Neides stieg in ihm auf. Klagte dann aber dieser oder jener ihm seine Sorgen über die Kinder oder über Verbtrieblichkeiten im Haushalt, dann lachte es wie Schadenfreude aus seinen Augen. Bin ich nicht klug gewesen, Freund, daß ich allein geblieben? Mich ärgert niemand, ich bin frei.

Nur ein Gedanke beunruhigte ihn zuweilen und auch heute, wo er bei dem kranken Baron von Rothenfels gewesen war. Wenn er älter würde, kränklich, was dann? Wer würde ihn dann pflegen, wie die junge, liebenswürdige Schwiegertochter

den alten Sünder? Denn ein arger Sünder war er doch, dieser forsche alte Baron, der bis vor kurzem noch trotz seiner 66 Jahre mit seiner Jugendlichkeit geprahlt hatte. Der verdiente doch eigentlich gar nicht, von so sanfter, lieber Hand gepflegt zu werden. Das arme Weib, diese Anna Müller, zu verstoßen, und noch schlimmer das Kind, das unschuldige Kind! Und der alte Egoist hatte nicht einmal den Wunsch begabt, diesen von ihm so arg behandelten Sohn noch vor seinem Tode zu sehen, ihm ein Wort der Versöhnung zu sagen! Freilich, schämen mußte er sich vor dem jungen Menschen, und das war es, was der stolze, eitle Mann nicht wollte. „Bruno Müller!“ Wieder ging es ihm durch den Kopf, wo er diesen Namen gehört haben mußte.

Für diesen Abend hatte er keine Einladung. Zu Hause bleiben, in dieser Stimmung, nach dem unerfreulichen Besuche bei dem Baron? Das mochte er auch nicht. So entschloß er sich denn, seinem Freund, den Amtsgerichtsrat Arnold, aufzusuchen, der eine fränkliche Frau hatte und deshalb zu Hause anzutreffen war.

Arnold wohnte im Parterre eines stattlichen Hauses der Potsdamer Straße, das einen ziemlich ausgedehnten Garten besaß. An das Speisezimmer stieß eine Glasveranda, von der eine Treppe in den Garten führte. Bei dem schönen Wetter hatte die Rätin dort ihren Teetisch herrichten lassen. Sie selbst saß im bequemen Lehnstuhl davor, eine zarte Erscheinung mit einem ungemein durchgeistigten Gesicht. Seit Jahren schon lebend, war ihr Haus ihre Welt geworden. Aber es war eine schöne, stille, friedliche Welt, die sie sich geschaffen hatte, die sie durch ihr immer heiteres, anteilnehmendes Wesen verklärte. Ihre Fränklichkeit gab ihr Muße, viel zu lesen, sich in das Wesen der Menschen, die sie kannte, zu vertiefen. Und so hatte sie sich in der Stille zu einer feingeistigen Frau gebildet, die jeder gern aufsuchte, um sich an der sanften Ergebung in ihr herbes Loos, an der Tiefe ihres Geistes, der ungetrübten Heiterkeit ihrer Seele zu erheben und zu erfrischen. Auch der Justizrat schätzte sie besonders und weilte gern in ihrer Gesellschaft, um so mehr, da auch ihr Gatte ihm unter allen seinen Freunden fast am nächsten stand. Wenn irgendwo, so konnte er sich hier mitteilen, seine Seele von den oft häßlichen Eindrücken, die er in seinem Amte empfing, befreien.

So saß er denn auch bald als Dritter an dem Teetisch und ließ sich von der feinen, fast durchsichtigen Hand der Rätin den Tee einschenken. Unten im Garten prangten Baum und Busch im ersten Frühlingsgrün. Hier und da ließ ein Vogel sein leises Lied erklingen. Die Sonne neigte sich schon dem Untergange zu und lag verklärend über dem stillen, dem Lärm der Großstadt abgewandten Flecken Erde. Ein Strahl glitt auch über das blonde, goldig schimmernde Haar der Rätin, die mit dem feinen Taft der Frau beim ersten Blick in das Antlitz ihres Gastes bemerkt hatte, daß er etwas auf dem Herzen habe. „Erleichtern Sie Ihr Herz, lieber Justizrat,“ sagte sie lächelnd. „Ich sehe es Ihnen an, daß Sie etwas Unangenehmes erlebt haben.“

„Wirklich, sieht man mir das an?“ fragte er. „Sie stellen mir da ein schlechtes Zeugnis aus, teure Freundin. Ein Anwalt, der auch oft nur ein halber Weichtäter ist, müßte eigentlich wie ein solcher stets eine undurchbringliche Miene zeigen.“

„Dann muß man nicht ein so lustiges Gesicht haben, wie Du!“ sagte lachend der Rat, ein stattlicher, kräftiger Mann, mit klugen Augen und einem scharfen, kritischen Zug um den Mund, der indessen durch eine gewisse Güte im Ausdruck gemildert wurde. „Jeder Schatten macht sich auf Deinem Antlitz bemerkbar. Also, was ist Dir Häßliches gebeichtet worden, das Dich verstimmt?“

„Ja, Lieber, wenn ich Dir das sagen dürfte, dann wäre mir besser,“ entgegnete der Justizrat mit einer gemacht traurigen Miene den Kopf schüttelnd. „Du weißt, ein Weichtäter muß verschwiegen sein. Eine Frage möchte ich aber an Dich richten, und auch an Sie, verehrte Freundin, deren Beantwortung mir sehr am Herzen liegt. Haben Sie in Ihrem reichen Umgangskreise je den Namen Bruno Müller nennen hören?“

Die Rätin beugte sich vor, in ihren klaren Augen leuchtete es auf. „Nicht allein nennen hören habe ich diesen Namen. Sein Wesen ist seit kurzem ein häufiger Gast unseres Hauses, und wenn das Glück Ihnen wohl will, können Sie Herrn Doktor Müller vielleicht heute noch bei mir kennen lernen. Er wollte diesen Abend bei uns vorsprechen.“

Der Justizrat hatte fast einen Freuden sprung auf seinem Stuhle ausgeführt, wenn es möglich gewesen wäre. So begnügte er sich, den Oberkörper so vorzuneigen, daß er der ihm gegenüber sitzenden Rätin scharf in die Augen sehen konnte. „Reichen Sie mir die Hand, Sie Juwel,“ rief er und streckte ihr seine Hand entgegen, in die sie ihre legte. „Dacht ich's mir doch! Wenn ich irgendwo Rat und Auskunft finden kann, so hier. Doch nun erzählen Sie. Sie sehen, ich bin wie auf die

Flotte gespannt. Wo und wie haben Sie diesen Bruno Müller kennen gelernt? Wissen Sie etwas Näheres von ihm?“

„Aber, mein Himmel,“ rief die Rätin, „dieser Eifer ist ganz beängstigend. Sagen Sie mir zuerst, warum Sie so darauf verpicht sind, über Bruno Müller etwas zu erfahren?“

„Das kann ich Ihnen nicht sagen, darf ich nicht sagen. Nur so viel, daß es durchaus etwas gutes für Ihren Schützling ist, was mir um so lieber ist, da er eben Ihr Schützling ist, und Sie nur gute Menschen beschützen und Freund nennen.“

„So, so, nun bin ich beruhigt. Glaubte ich doch schon, daß der arme Müller irgendwie mit der Ihnen widerwärtigen Unannehmlichkeit zusammenhänge. Also Bruno Müller ist ein junger Philologe, Lehrer am Wilhelm-Gymnasium und zugleich Privatlehrer der im Gymnasium etwas zurückgebliebenen Söhne des Geheimen Kommerzienrats Winter. Sie wissen, Helene Winter ist meine Cousine, und obwohl ich nicht gar zu sehr mit ihr stimme, sehen wir uns doch zuweilen, und besonders ihre junge Schwester sucht mich ab und zu zur Teestunde auf. Sie hat mir auch zuerst den Namen Bruno Müllers genannt, der nebenbei noch ein sehr begabter Schriftsteller ist. Haben Sie nicht schon von Bruno Müller-Rothensfels etwas gehört? Gesehen darf ich nicht sagen, denn Sie lesen ja keine Romane.“

„Bei Müller-Rothensfels könntest Du aber eine Ausnahme machen,“ stimmte der Rat seiner Gattin zu. „Er ist wirklich ein bedeutendes Talent.“

„Glücklicher Mensch,“ scherzte der Justizrat, „Du findest also Zeit, Romane zu lesen?“

„Aus Liebe zu meiner Frau! Was sie interessiert, muß ich doch auch kennen lernen. Und da mir überdies dieser Doktor Müller ausnehmend gefällt und bei mir verkehrt, fordert es schon die Höflichkeit, daß ich mich mit seinen Werken bekannt mache. Aber da sehe ich ihn wirklich in den Garten treten, und mit ihm die beiden Schwestern, die Kommerzienrätin Winter und Fräulein Ellen Hüller, die ich indessen aufrichtig gesagt, lieber hinwegwünschte. Sie sind mir beide nicht angenehm, aber seit sie mit ihrem Doktor Müller oder Müller-Rothensfels, wie sie ihn lieber nennen, prahlen können, denn sie spielen sich als Entdecker seines Talenten auf, gehören sie zu den eifrigsten Besuchern unserer stillen Klause, die durch sie aufhört, still zu bleiben.“

Die Rätin winkte ihrem Gatten beruhigend zu, dann erhob sie sich etwas mühsam und ging den Ankommenden einige Schritte entgegen. Die Damen, zwei elegante, aufs Modernste gekleidete Erscheinungen, eilten mit etwas gemachter Freude auf die Rätin zu. Die Kommerzienrätin, hager, groß, dunkel mit einem etwas spizen, scharf gezeichneten Gesicht, umarmte sie jählich. Die um vieles jüngere Schwester Ellen, ein auffallend hübsches, zierlich gebautes Mädchen, mit großen Augen von strahlendem Glanze, neigte sich ehrerbietig über ihre Hand. Ihr Begleiter, ein hochgewachsener, stattlicher Mann, den der Rat und seine Gattin wie einen alten Freund mit besonderer Herzlichkeit empfingen, wurde dem Justizrat als Doktor Müller vorgestellt.

Mit einem Gemisch von Neugier und heimlicher Befriedigung glitten die Augen des Anwalts der freiherrlichen Familie Rothensfels über des Vorgestellten stolze Gestalt. Bruno Müller mochte im Anfang der Dreißiger stehen; er hatte ein ernstes, edel geformtes Gesicht, auf dem die Spuren geistiger Kämpfe sich deutlich eingezeichnet hatten. Die für gewöhnlich ruhig blickenden, dunklen Augen belebten sich, sobald er sprach, und breiteten dann über seine feingeschnittenen Züge einen verklärenden Glanz. Er war sorgfältig, doch ohne hervorstechende Eleganz gekleidet. Um den Arm, wie um den Hut, den er in der Hand hielt, trug er einen Flor, er trauerte um die Mutter.

„In der Tat kein gewöhnlicher Mensch,“ dachte der Justizrat und nickte lächelnd vor sich hin. „Der dort darf sich mit dem glänzenden Kavaliere, dem Freiherrn Dietrich von Rothensfels, ohne Scheu in die Schranken stellen, und wer weiß, bei den Weibern schießt dieser am Ende den Vogel ab, braucht vielleicht gar nicht das Geld des Barons, hat nur die Hand auszustrecken und das hübsche Goldfischchen an seiner Seite ist in seinem Netz.“

Die Rätin hatte ihre Gäste auf die Veranda genötigt und bald kam die Unterhaltung in lebhaften Fluß. Natürlich drehte sie sich um literarisches. Es war ein neues Drama von einem bekannten Schriftsteller aufgeführt worden. Die Kommerzienrätin fand es höchst interessant, und Ellen stimmte zu, obwohl Fragen darin behandelt waren, die vor junge Mädchenohren eigentlich nicht gehörten, immer das alte Thema ehelicher Untreue, unverstandener Frauencharaktere. „Die Signatur unserer Zeit,“ meinte der Rat.

(Fortsetzung folgt.)

Das Karnickel.

Von Leo Sonntag.

(Nachdruck verboten.)

Es war im Dezember 1870 und die Vorbereitungen zur Beschließung der Forts sowie der feindlichen Hauptstadt selbst — die seit dem 19. September bereits von den deutschen Truppen eng eingeschlossen war — befanden sich im vollen Gang. Der Abschnitt Sedres der Zernierungslinie war von der zur dritten Armee unter dem Oberbefehl des damaligen Kronprinzen von Preußen (Kaiser Friedrich) gehörigen 21. Division besetzt. Einen wichtigen Teil dieses Abschnittes bildeten das Plateau von Villacoublay und Plessis-Biquet, die natürliche Basis für jeden artilleristischen Angriff gegen die Südforts, von welchen zunächst diejenigen von Issy, Montrouge und Nanterre in Trümmer gelegt werden sollten. Selbstverständlich konzentrierte sich das Interesse des Höchstkommmandierenden der dritten Armee und seines Stabes sowie der vielen ihm zugeteilten Kürassieren auf die Erdarbeiten am Rande dieses Plateaus, wo mit allem Eifer an der Errichtung der Belagerungsbatterien geschäftet wurde.

Die bekannte Heldengestalt des bei seinen sämtlichen Truppen so überaus beliebten und populären Kronprinzen tauchte denn auch gar nicht selten in Begleitung seiner Generale und seines Stabes dort an einem oder dem anderen Punkte der Vorpostenlinie auf, wo er sich persönlich von den Fortschritten überzeugte, die der Schanzenbau bisher gemacht. Wiederholt war es dabei vorgekommen, daß er sich mit einigen der Herren an einer besonders günstigen, vorher bestimmten und zeitweilig besetzten Stelle über die deutsche Vorpostenkette hinausbegeben hatte, um auch einen Blick in die französischen Stellungen werfen zu können. Ein hervorragend für diesen Zweck geeigneter Punkt lag an einem nach Les Moulineaux vorspringenden Hang, der denn auch wieder einmal auf Befehl aus dem Hauptquartier durch eine starke stehende Patrouille besetzt worden war.

Bereits hatten mehrere Generale die Vorpostenkette passiert, um sich dorthin zu begeben, als auch der Kronprinz mit einigen Artillerie- und Pionieroffizieren an einem der Doppelposten vorüberkam und einen der beiden mit der Front nach dem Feind mit Gewehr über stillestehenden Leute kurz fragte:

„Ist hier schon jemand ausgespiziert?“

„Zu Befehl, Königliche Hoheit!“ war die knappe Antwort des strammen, rheinischen Musketiers, der dabei jedoch keinen Blick von dem Vorterrain verlor.

„Na, wer war's denn?“ war die weitere Frage in leutseligem Tone.

„Et Karnickel!“ lautete die Antwort in unverfälschtem rheinischem Dialekt, wobei ein breites Grinsen einen Augenblick das harte Gesicht des Mannes erhellen ließ.

„Wer?“ fragte unser Fritz sehr erstaunt, um dieselbe sehr bestimmte Entgegnung des Postens: „Et Karnickel, Königliche Hoheit!“ nochmals zu erhalten.

Sei es nun, daß der hohe Herr es augenblicklich sehr eilig hatte und keine Zeit mit der Lösung dieses Rätsels verlieren wollte, oder daß ihn irgend ein anderer Grund veranlaßte, diese auf eine gelegene Zeit zu verschieben, kurz, er ging kopfschüttelnd weiter. Am späten Abend jedoch, nachdem mit Anbruch der Dunkelheit die Feldwache abgelöst worden war, erhielt der dieselbe befehligende Offizier die Order, mit sämtlichen Leuten, die zu der betreffenden Zeit Posten gestanden hatten, und den Unteroffizieren sofort bei dem Vorpostenkommandeur auf dem „Bündhut“ zu erscheinen.

Hier auf dem Hof der Capsulerie hielten die Pferde des Höchstkommmandierenden und seines Stabes und sobald die Leute der Feldwache angetreten und von dem Offizier gemeldet worden waren, erschien Se. Königl. Hoheit selbst und es entspann sich folgendes Frage- und Antwortspiel:

„Wo ist der Mann, den ich vorhin auf Posten angesprochen?“

„Hier, Königliche Hoheit!“ und stramm trat der Betreffende vor.

„Schön, mein Sohn. Wie heißt du?“

„Edward Hinrich.“

„Also Hinrich, paß mal gut auf. Wer hatte vorhin die Postenkette passiert, als ich dich fragte?“

„Et Karnickel, Königliche Hoheit!“

„Was, das Karnickel? Was ist denn das?“

„Dat weiß ich nicht, Königliche Hoheit!“

„Wie kommst du denn aber darauf? Nun? Erzähle einmal, wer ist bei dir vorbeigekommen?“

„Et war een General, denn er hatt' breite rote Streife an der Hof' gehatt. Un wie er vorbei war, da hat mich der Unteroffizier Schimmelmänn jesragt, ob ich wüßt, wer det jeweise is. Un wie ich jesagt hab, daß ich et nich wüßt, da meint er: Du dummer Pitter, det war et Karnickel! Det muß mer wisse!“

„Also, der Unteroffizier Schimmelmänn? Ist der hier?“

„Zu Befehl, Königliche Hoheit!“ antwortete der Unteroffizier.

„Haben Sie dem Hinrich das von dem Karnickel gesagt?“

„Zu Befehl, Königliche Hoheit! Un det schtimmt vol, denn der General, det war Seine Hoheit der Erbprinz Leopold von Hohenzollern, un dat is doch et Karnickel, wat angefangen hat!“

„Und da hat er wirklich recht gehabt!“ soll Seine Königliche Hoheit nachher gesagt haben, als er lachend mit seiner Suite nach Versailles zuritt.



„Du sollst nicht . . .“ Ueber das, was im Straßenbahnwagen zu tun oder zu lassen ist, haben kluge Köpfe schon mancherlei geredet. Einen neuen Katechismus, dessen Gebote allerdings nicht auf die Zahl zehn festzulegen sind, finden wir in der in Würzburg erscheinenden Wochenschrift „Praktischer Wegweiser für jede Familie“. Es finden sich darin folgende hübsche bemerkenswerte Ratschläge: Du sollst, wenn du einsteigen willst, nicht den Aussteigenden den Weg versperren. Du sollst, wenn du aussteigen willst, nicht fünf Minuten vor dem Anhalten dich an den Ausgang stellen, wie eine Schildwache. Du sollst niemals, wirklich niemals während der Fahrt auf- und absteigen. Du sollst nicht Goldstücke und Hundertmarkscheine beim Schaffner wechseln wollen. Bege dir einen Nidel zurecht, ehe du einsteigst. Du sollst den Fahrschein nicht verbergen, wie einen Schatz, nach dem du graben mußt, wenn du ihn brauchst. Du sollst, als Raucher, nicht mit erlöschenden Zigarrenstummeln die Luft im Wagen verpesten. Du sollst, als Nichtraucher, dich hüten, Wutblicke zu schleudern, wenn dir auf der Plattform Tabaksqualm ins Gesicht weht. Der Raucher hat keinen anderen Platz. Du sollst beim Einsteigen nicht von deinen Begleitern Abschied nehmen, als reißt du nach Amerika, und nicht Grüße an alle Verwandten und Freunde und noch andere wortreiche Aufträge austeilen. Du sollst vor dem Einsteigen dich genau davon überzeugen, wohin der Wagen fährt, aber nicht an der Haltestelle dir vom Schaffner eine Vorlesung darüber halten lassen. Du sollst dem Wagenführer nicht Anekdoten erzählen und Gespräche über das Wetter mit ihm führen. Der hat an andere Dinge zu denken. Du sollst im Wagen nicht deinen nassen Regenschirm an anderer Leute Arie lehnen. Du sollst, wenn jemand Platz begehrt, der durch Zusammenrücken erzielt werden kann, nicht wie festgeleimt auf deinem Sitz verharren und träumen. Du sollst nicht bloß jungen, hübschen Mädchen Platz machen, wenn es nötig ist, sondern vor allem älteren Damen. Du sollst, wenn du ein Mann bist, schöne Frauen nicht anstaunen, als möchtest du sie vor Liebe aufessen. Du sollst, wenn du ein Weib bist, nicht die Toilette deiner Nachbarin von der Hutnadel bis zum Rocksaum studieren wie ein Kleidermodell. Du sollst deinen Mitmenschen nicht auf die Fersen treten, wenn du in den Wagen gehst. Du sollst nicht dein Frühstück im Wagen verzehren, das steht meist unappetitlich

aus. Du sollst die nicht mit deinem Gegenüber oder vragworn
 Familiengeschichten so laut erzählen, daß alle Fahrgäste es
 hören. Du sollst nicht Käse und Räucherfische in den Wagen
 mitbringen. Du sollst nicht spucken, du sollst nicht spucken,
 du sollst nicht spucken.



Balsamierte Fische. Die alten Ägypter hatten bekann-
 lich eine ganze Menge heiliger Tiere, z. B. die Katze, den
 Ibis u. a., und man findet in den ägyptischen Gräbern
 oft balsamierte Körper dieser Tiere. Jetzt hat man fest-
 gestellt, daß dies alte Volk auch eine besondere Pietät für
 einen barschartigen Fisch (Lates niloticus) hatte und daß
 dieser an bestimmten Stellen besonders verehrt wurde.
 Namentlich fand dies in der stark bevölkerten und berühmten
 Stadt Esneh statt. Als Esneh nach der griechisch-römischen
 Eroberung den Namen Latopolis erhielt, wurde der Fisch
 nach ihr Lates genannt. Noch heutigen Tages findet man
 ihn sowohl im oberen wie im unteren Ägypten. Franzö-
 sische Gelehrte haben mit dem balsamierten Lates jüngst
 genauere Untersuchungen angestellt. Unter anderem haben sie
 große Mengen dieses Fisches in geringer Tiefe in einer
 sich östlich von der Stadt Esneh erstreckenden Sandwüste
 gefunden, ihn dann aber auch häufig in den Gräbern aus
 der letzten ptolemäischen und römischen Periode angetroffen.
 Die Fische sind sorgfältig mit leinenen Streifen umwickelt
 und in eine konservierende Flüssigkeit getaucht worden. Sie
 wechseln in der Größe von einigen Zentimetern bis 1/2
 Meter und sind außerordentlich gut erhalten. Ein Teil
 von ihnen sieht aus, als sei er gerade aus dem Wasser
 gekommen. Die Haut hat noch ihren Glanz und Farbe
 bewahrt, und da die Augen unbeschädigt sind, kann man
 in ihrem Innern noch den Glanz der Regenbogenhaut sehen.
 Wie haben die Ägypter es nur gemacht, daß sie die Fische
 so konservieren konnten? Das Resultat erscheint um so groß-
 artiger, wenn man bedenkt, wie leicht Fische in Fäulnis
 übergehen. Dieselbe Methode wie bei der Konservierung
 anderer Tiere, bei denen bekanntlich Asphalt als Konser-
 vierungsmittel benutzt wird, konnten sie nicht anwenden.
 Die angestellten Untersuchungen ergaben, daß man die Fische
 einfach mit Wasser aus dem stark natronhaltigen See durch-
 bringen ließ, von denen Ägypten heute noch mehrere besitzt.
 Darauf wurden sie in eine Mischung von Sand und Ton
 gepackt und mit einer Flüssigkeit imprägniert, deren Haupt-
 bestand alkalische Salze bildeten. Die trockene Luft im Verein
 mit dem warmen, salzhaltigen Sand hat dann das ihrige
 dazu beigetragen, um den Fisch so vorzüglich zu halten.

Eine moderne Krankheit. „Automobilfahrlähmung“
 ist die neueste Krankheit, die in der englischen medizinischen
 Zeitschrift „Lancet“ diagnostiziert wird. Sie besteht in einer
 Lähmung einzelner Glieder und einer Erschütterung der
 Nerven. Dr. B. J. Burroughs beschreibt einen Fall, bei
 dem er zu einem großen kräftigen, 34 Jahre alten Manne
 gerufen wurde, der der Führer eines Automobilomnibusses
 war. Der Mann befand sich in einem Zustande höchster
 nervöser Erregung und war unfähig, das rechte Bein zu
 bewegen, da er sogleich einen starken Schmerz in der rechten
 Hüfte fühlte. Er konnte erst nach drei Wochen wieder ge-
 heilt werden. Dr. Burroughs bemerkt hierzu: „Es scheint
 mir kein Zweifel zu bestehen, daß die Ursache dieser Krank-
 heit in der Beschäftigung des Mannes zu suchen sei; die
 fortwährende starke Anspannung der Muskeln, die gespannte
 Aufmerksamkeit, die große Verantwortung können zu einer
 Zerrüttung des Nervensystems führen.“ Auch mehrere andere
 Führer von Automobilomnibussen erklärten, daß sie die neue
 Beschäftigung viel schlechter vertrügen, als das frühere Denken
 der Pferde. Sie seien schon nach kurzer Zeit völlig er-
 schöpft und bedürften großer Erholung, um dann wieder zu
 dem anstrengenden Dienste fähig zu sein.

Das Urbild der Schéhérazade. Es ist von de Geese
 behauptet worden, daß die berühmteste Märchenerzählerin
 aller Zeiten, die Schéhérazade am 1. 1001 Nacht, ihrem Ur-
 sprung nach mit der biblischen Esther in Zusammenhang
 stehe, und zwar so, daß zwischen diesen beiden Figuren über-
 haupt kein Unterschied zu entdecken sei. Prof. Paul Haupt
 macht nun in der „Science“ darauf aufmerksam, daß man
 doch Unterschiede zwischen beiden geltend machen müsse. Die
 Schéhérazade ist dazu bestimmt, die Töchter ihres Volkes
 unter Gefahr ihres eigenen Lebens zu retten, während ihr
 Vater vergeblich versucht, sie von ihrem Plan abzubringen.
 Esther dagegen zögert, während ihr Pflegevater gerade der-
 jenige ist, der sie dazu antreibt, ihr Leben für ihr Volk
 zu wagen. Der Austausch von Botschaften zwischen Esther
 und ihrem Pflegevater, wie er im 4. Kapitel des Buches
 Esther beschrieben wird, hat dagegen Haupt zu einem anderen
 Vergleich bewogen. Wie jene Ereignisse zur Hinrichtung des
 Haman führen, so liegt eine auffallende Ähnlichkeit zwischen
 jener Schilderung und einer Stelle bei Herodot vor. Im
 3. Buch erzählt der „Vater der Geschichte“ von dem Aus-
 tausch derartiger Botschaften zwischen Phädrimia und ihrem
 Vater Dtanos, die zur Ermordung des Pseudomertes Anlaß
 geben. Ebenso wie die Geschichten aus 1001 Nacht einem
 bestimmten Rahmen angepaßt sind, so bildet die Geschichte
 des Herodot vom Einfall des Xerxes nach Griechenland nur
 den Rahmen für einen ungeheuren Stoff von Legenden und
 Sagen. Noch heute können die Geschichten von 1001 Nacht
 in drei Gruppen unterschieden werden: in Fabeln, Feenmärchen
 und Anekdoten. Die Fabeln sind in ihren tiefsten Wurzeln
 babylonischen Ursprungs, die Feengeschichten stammen aus
 Persien, die Anekdoten aus dem Arabischen. Außerdem liegt
 es nahe, in einigen von ihnen umgeformte Mythen zu er-
 bliden, wie z. B. die Erzählung von dem Streit zwischen
 Haman und Waschi einerseits und Mardochai und Esther
 andererseits erklärt werden kann als eine Widerspiegelung
 des Sieges der Frühlingsgötter über die Frostriesen des
 Winters.



Rebus.



(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Der Humorist



Freibellage zum «Wiesbadener General-Anzeiger».



Nr. 28.

Donnerstag, den 5. September 1907

22. Jahrgang.

Endlich.

Ein beliebter Komiker war zu einem großen Diner geladen, und seine Tischdame freute sich schon auf die witzsprühende Unterhaltung, die sie miteinander führen würden.

„Ich bin wirklich zu beneiden,“ dachte sie, „daß ich zwei Stunden neben diesem urkomischen Menschen sitzen darf; es wird köstlich werden!“

Sie nahmen ihre Plätze ein, und der Komiker aß schweigend sein Mahl. Bei jedem neuen Gange hoffte die junge Dame auf ein witziges Wort, aber es kam nichts. Schon war man beim Dessert angelangt, als der Blick des Künstlers auf seine schräg gegenüberstehende Frau fiel. Da wandte er sich zu seiner Nachbarin.

„Endlich“, dachte sie. „Lange genug hat's gedauert, aber was lange währt, wird gut.“ Und sie bereitete sich darauf vor, einen köstlichen Witz zu vernehmen.

Der Schauspieler aber sprach: „Sehen Sie das Kleid, das meine Frau anhat, gnädiges Fräulein?“

„Ja“, sprach sie erwartungsvoll, denn nun mußte doch der Witz kommen.

„Denken Sie nur, es hat 180 Mark gekostet.“ Und damit vertiefte er sich in seine Rüsse und Psirsiche, und kein weiteres Wort kam über seine Lippen, bis die Tafel aufgehoben wurde. Die junge Dame aber erklärte von da ab Komiker für die langweiligsten Menschen unter der Sonne.

Die Wette.

Zwei Herren kommen eines Tages in ein feines Restaurant, dessen Wirt sie schon lange kennt, und erklären ihm, sie hätten soeben um ein feines Champagnerfrühstück gewettet, das sie bei ihm einnehmen wollten. Mit der Bezahlung müsse er aber warten, bis die Wette entschieden sei, dann werde der Verlierer kommen und die Sache ordnen. Ob ihm das recht sei? — „Aber selbstverständlich, meine Herren,“ erklärt der Wirt, und es wird ein ausgesuchtes Frühstück zusammengestellt, dazu Sekt von der feinsten Nummer und nicht zu wenig. Als die Herren beim Käse angekommen sind, erkundigt sich der Wirt, um was denn eigentlich die Wette geht. — „Mein Freund hier,“ spricht darauf einer der Gäste, „behauptet, der Rathaussturm, wenn er einmal einstürzt, werde nach rechts fallen, ich aber bin fest überzeugt, er fällt nach links!“

Ein schlauer Junge.

„Ach, Fräulein Pauker,“ sprach der kleine Hans, der nachhaken mußte, „wenn ich Sie ansehe, muß ich immer an Erfahrung denken.“ — „Wieso, Hans, das verstehe ich nicht; laß deine albernen Reden,“ entgegnete die Dame ziemlich schroff. — „Aber Fräulein,“ fuhr der Junge fort, „Erfahrung ist doch eine teure Lehrmeisterin.“ — Da wurde ihr strenges Antlitz freundlich, sie streichelte ihm die Wange und sprach: „Wenn du mir versprechen willst, nicht wieder so unartig zu sein, Hanschen, kannst du jetzt gehen.“ — Und Hanschen ließ es sich nicht zweimal sagen.

Das neue Sommerkleid.

„Albert“, sagt die junge Frau und wirft ihrem Gatten einen ihrer süßesten Blicke zu. „du weißt doch wie ich den ganzen Winter gepart und mich eingeschränkt habe, um mir ein neues Sommerkleid kaufen zu können.“

„Ja, Kind, das weiß ich. Und?“

„Nun, ich habe mich jetzt entschlossen, was es sein soll. Gestern hab' ich es in einem Schaufenster gesehen, entzückend sag' ich dir! Blaugrünes Tuch mit creme Spitzen. Ach, es ist wundervoll! Aber es kostet 145 Mark, da mußt du mir ein bißchen helfen, Albert, ja?“

„Na, Kind, du weißt ja, ich bin kein Unmensch, wieviel brauchst du denn noch?“ fragte der Ehemann, den die schönen Augen und das liebe Wesen der kleinen Frau sehr mild gestimmt hatten.

„Ach gar nicht viel, Albert, du weißt ja wie ich gepart habe, und ich habe auch wirklich alles zusammen bis auf — 140 Mark!“



Großartiges Echo.

„Ach, lieber Himmel,“ sagte der Amerikaner, der ein berühmtes Echo bewundern sollte, „hierzulande wißt ihr ja gar nicht, was ein richtiges Echo ist! Ich rechne, ihr habt überhaupt noch niemals eins gehört. Ich habe da zu Hause in den „Rocky Mountains“ eine Sommervilla, da ist ein großartiges Echo, kann ich euch sagen. Acht Stunden dauert es, bis man den Widerhall seiner eigenen Stimme zu hören bekommt. Und praktisch, wie wir Amerikaner nun einmal sind, hab' ich mir das Echo dienstbar gemacht. Wenns, ehe ich schlafen gehe, stecke ich den Kopf zu'n Fenster hinaus und rufe, so laut ich kann: „Zeit zum Aufstehen!“ Und am nächsten Morgen weckt mich das Echo. Ihr könnt mir glauben, es ist der zuverlässigste Wecker, den ich je besessen.“

Erreicht.

Dr. Große saß in seinem Sprechzimmer, als eine dichtverkleidete Dame dasselbe betrat. Er bat sie Platz zu nehmen, und nachdem er vergeblich versucht, den Schleier zu durchdringen, fragte er: „Was fehlt Ihnen, gnädige Frau?“ Die Dame antwortete in so leisem Ton, daß der Doktor nichts verstehen konnte. „Möchten Sie nicht etwas lauter sprechen, Gnädigste, ich kann nichts hören.“ Die Dame deutete auf ihren Hals. „Ach so! Sie können nicht, sind heiser? Nun, ich werde mir alle Mühe geben, zu verstehen.“ Und er brachte sein Ohr dicht an ihren Mund. „Also, wo fehlt's?“ „Ach leide an heftigen Kopfschmerzen, Herr Doktor, und an qualvoller Schlaflosigkeit.“ „Lassen Sie mich, bitte, Ihren Puls fühlen.“ Die Patientin zog den Handschuh ab und reichte ihm eine zarte, kleine Hand. „Hm, ein ziemlich erster Fall.“ „Ich habe auch,“ fuhr die Dame fort, „fast gar keinen Appetit, und wenn das so weiter geht, muß ich nächstens verhungern.“ Der Doktor hielt immer noch die kleine Hand fest und meinte: „Ja, gnädige Frau, das scheint mir wirklich recht ernst, ich möchte Ihnen eine Pulsveränderung vorschlagen.“ „Sie wollen mich wohl an die See schicken?“ „Ganz recht, Gnädigste, das wird das Beste sein.“ „Nach Ostende etwa?“ „Möglich, das wäre ein passender Ort.“ „Aber mein Mann will nicht.“ „Er wird doch nicht so grausam sein!“ „Doch, Doktor, er ist so grausam.“ Mit diesen Worten sprang die Dame von ihrem Stuhl auf. „Und wissen Sie auch, wer der Grausame ist?“ rief sie, ihren Schleier zurückschlagend, Doktor Große heißt er! Und was sagst du nun, du Schreusal?“ Der Doktor sagte gar nichts, aber er seufzte tief, als er in Gedanken die Kosten der Reise nach Ostende überschlug.

„Auch ich zähle zu den Verehrern der Baronin,“ nahm der Justizrat nun das Wort. „Ihre Eigenheiten, von denen Sie sprechen, Fräulein Hüller, erklären sich leicht durch ihren Lebensgang. Sie ist früh verwaisst, dazu von einer alten, sehr frommen und als Wohlthäterin gerühmten Großmutter erzogen, der Gräfin Ortenstein. Eine rechte Kindheit, das heißt eine fröhliche, heitere Kindheit, hat sie nicht gehabt, deshalb wohl ihr zurückhaltendes, verschlossenes Wesen.“

„Wie aber der übermüthige Baron Rothensfels sie bei all ihren gepriesenen Tugenden sich zur Frau wählen konnte, begreife ich doch nicht,“ fiel Ellen kopfschüttelnd ein. „Sie kommt mir immer wie ein lebendig gewordenes Bild aus alter Zeit vor, das in das jetzige Leben nicht paßt.“

„Jedenfalls muß sie keine gewöhnliche Frau sein,“ mischte sich jetzt Bruno ein, der voll Interesse zugehört hatte. „Was hier über sie gesprochen worden, könnte mich neugierig machen, sie kennen zu lernen.“

„Sie wollen sie wohl als Heldin für Ihren nächsten Roman benutzen?“ scherzte Ellen.

„Muß man denn bei allem egoistische Zwecke verfolgen, gnädiges Fräulein?“ „Die Welt ist nun einmal egoistisch.“

„Ich hoffe, daß trotzdem die Selbstlosigkeit noch nicht ausgestorben ist, wie an dieser Baronin zu beweisen wäre, und,“ er neigte sich gegen die Mätin, „an unserer hochverehrten Wirtin, die immer freundlich unserem Geplauder lauscht und doch sicher schon der Ruhe bedarf.“

Es war in der That schon spät und kühl geworden. Alles brach auf und verabschiedete sich.

Der Justizrat ging noch eine Strecke mit Bruno und den Damen, gelangte aber nicht dazu, auch nur ein Wort mit dem jungen Manne allein zu wechseln, da dieser die Schwestern nach Hause geleitete. „Der alte Baron hätte wahrlich nicht Ursache gehabt, sich dieses Sprößlings zu schämen,“ dachte der Justizrat, als er den Weitergehenden nachsah. „Wie stolz und vornehm er dahin schreitet. Da ist Rasse drin. Und diese tänzelnden, sich schlängelnden an ihn schmiegenden Frauengestalten neben ihm, welch ein Gegensatz! Ja, Eva ist noch immer die Versuchung. Und ob selbst dieser anscheinend so charaktervolle Mann den Künsten dieser niedlichen Kofette widerstehen könnte, wenn sie es ernstlich darauf anlegt, ihn zu bezaubern, wer weiß? Reizend genug ist Ellen Hüller und pikant dazu, aber für einen Dichter und Idealisten nimmermehr die rechte Frau.“

3. Kapitel.

Baron Georg von Rothensfels hatte ausgelitten. Irdische Freude und irdisches Leid berührten ihn nicht mehr. Er stand jetzt vor seinem höchsten Richter. Der Geistliche, der ihm das letzte Abendmahl gereicht hatte, sprach noch einige tröstende Worte zu der Familie und verabschiedete sich dann. Jetzt traten die Zurückgebliebenen noch einmal in stillem Gebet an das Lager des Toten. Auf allen Gesichtern malte sich tiefe, ernste Bewegung, selbst auf dem des leichtlebigen Dietrich, dem sonst nichts tieferging; aber er hatte allezeit wirklich für den Vater viel übrig gehabt, den er als das Urbild eines Kavaliers und Edelmanns betrachtete. Immer mit Wärme für alles eintretend, was die Standes- und Kavaliersrechte betraf, war er allezeit ein ritterlicher Verehrer der Damen gewesen, vor allem seiner schönen Gemahlin, die dafür gern über kleine Unregelmäßigkeiten in seiner Lebensführung hinwegjah. Und wie nobel er stets das Geld auszugeben verstanden hatte, ohne zu markten und zu knausern, wie es dem Kavalier geziemt, der die elende Münze, die für ihn nur Nebenache ist, ohne einmal hinzusehen, durch Finger rollen läßt. Er war kein Spieler gewesen, hatte aber doch, wenn er im Klub weilte, mit den anderen pointiert und ohne mit den Wimpern zu zucken, bedeutende Summen gewonnen oder verloren. Auch war er nie ein Spielverberber gewesen, wenn es sich hier und da unter Stapsbesessenen um Extravaganzen bei verriegelten Türen und in durch Zalousien nach außen verschlossenen Räumen handelte. Er hatte ein Auge zugeedrückt, als Dietrich, in seiner Offizierszeit wie der Vater bei den Garde-Husaren in Potsdam dienend, ein wenig über die Schnur schlug. Ohne viel Worte zu machen, hatte er alles zugedeckt und selbst der Mutter, die strenge darüber dachte, nichts davon mitgeteilt. Und wie freigebig hatte er sich bei Gelegenheit von Dietrichs Vermählung erwiesen! Alles hatte ja mit Reiz auf den Glücklich geblüht, dem es gelungen war, die Hand Ebitas v. Schlichting, einer der reichsten Erbinnen im Kreise der Aristokratie, zu gewinnen. Leicht freilich war es ihm nicht geworden; denn Ebita war ein ebenso eigenartiges Mädchen gewesen, wie sie jetzt eine eigenartige Frau war. Eine Knospe, die sich noch sehr vor dem Licht verschloß. Auch ihm war das holbe Mädchen lange mit größter Zurückhaltung begegnet; das holbe Mädchen, ja, das war der rechte Ausdruck für sie: nicht schön und glänzend wie seine Schwester Lisa, aber durch alle Eigenschaften ausgezeichnet, die mit dem Ausdruck holb sich

beden. Kein, ohne Falsch, voll Herzensgüte, alles an ihr lacht und heilt. Das Dunkel mußte weichen, wo sie erschien. Die Nachseiten des Lebens waren ihr noch ein Geheimnis, von dem sie sich angstvoll abwandte. Schuld und Sünde kannte sie nur dem Namen nach, mit schüchternem Vertrauen betrachtete sie Welt und Menschen. Und ihm, dem glänzenden, leichtlebigen Husarenoffizier, war das Glück zu teil geworden, dieses reine, unberührte Herz, das sich lange wie eine Mimose vor dem Begreifen ihrer zahlreichen Bewerber verschlossen hatte, zu rühren. Als Sieger war er aus dem großen Wettstreit um ihre Hand hervorgegangen, freilich mit Hilfe des Vaters und auch der stolzen Mutter, die beide diese Verbindung heiß gewünscht und alles daran gesetzt hatten, ihn in den Augen der Vielumworbenen sowohl, wie ihrer frommen Großmutter mit allen Tugenden zu schmücken, die man von dem künftigen Gatten Ebitas von Schlichting erwartete.

Aber wo die Glückssonne zu hell scheint, fehlt auch der Schatten nicht. Die Art seiner Gemahlin legte ihm Schranken auf, die mit den Jahren, er war jetzt seit fünf Jahren verheiratet, recht unbequem wurden. Mein Gott, ein Kavalier konnte doch nicht wie ein Säulenheiliger leben. Ihr zu Gefallen schon hatte er seinen Abschied genommen und war nach Frauenstein gezogen, das bisher mit dem Alodialgut Schönwalde zusammen von einem Administrator bewirtschaftet worden war. Mit gewohnter Noblesse hatte ihm der Vater die Einnahmen der Herrschaft Frauenstein überwiesen und sich auf die Schönwalde beschränkt, wo er schon während der letzten Jahre in dem neuen, von einem berühmten Architekten Berlins erbauten kleinen, aber bequem eingerichteten Schloßchen mit der Mutter den Sommer zu verbringen pflegte, da diese bei ihrer Kränklichkeit das alte Schloß Frauenstein mit seinen dicken Mauern und gewölbten Gängen, in denen eine kühle, frostige Luft wehte, suchte. Ueberglücklich hatte Ebita diese Ueberfiedelung auf das Familiengut gemacht, weil es ihr dort vergönnt war, ganz ihren Neigungen zu leben, der Erziehung ihres Erstgeborenen und den Wünschen, die ihr die Fürsorge für die Insassen der ausgedehnten Herrschaft auferlegte. Leider dauerte diese Glückseligkeit nicht lange, da ihr Gemahl ihr sehr bald erklärte, daß ihm diese völlige Zurückgezogenheit von der Welt durchaus nicht behage. Ueberdem verstanden die altbewährten Beamten der Herrschaft viel besser zu verwalten als er, dem mancherlei andere Interessen noch am Herzen lägen, namentlich sein Kennistall, der eine große Aufmerksamkeit und Sorgfalt erbeizte, solle er nicht die empfindlichsten Verluste erleiden. Dann wollte er auch nicht mit den Kameraden auseinanderkommen, auch wäre es seine Pflicht, sich ab und zu bei Hofe zu zeigen, da ihm ja später doch das Hofamt, das jetzt der Vater bekleide, zuziele.

Ebita hatte nicht widersprochen, sondern war mit ihm für die Wintermonate nach Berlin gezogen. So wenig sie eigentlich große Gesellschaften liebte, hatte sie doch keineswegs alles mitgemacht, wozu er sie aufforderte. Aber gerade dieses stille Hügen in das, was ihr, wie er wußte, nicht angenehm war, machte ihn verdrossen. Hatte sie sich beklagt, mit ihm gegrollt, wie es andere Frauen mit Männern tun; vielleicht hätte er sich ihren Wünschen gefügt. Aber so! Sie ließ ihn ohne Wortwurf gehen und treiben, was er wollte, und daß er diese Freiheit ausnützte, war das zu verwundern? Der Vater, der jetzt so still mit dem feierlichen Totenamtlich vor ihm lag, hatte ihm in letzter Zeit zum ersten Mal in seinem Leben, wie er sich erinnern konnte, ernste Vorstellungen über sein Verhalten gegen seine Frau gemacht. „Du hast eine Perle,“ hatte er ihn gemahnt, „hüte Dich, daß Du sie nicht verlierst.“

„Ah, bah,“ war seine Antwort gewesen, „sie verlangt nichts anderes von mir, sie entbehrt daher auch nichts. Sie ist eine Natur, die sich selbst genügt, und sie hat ihr Kind.“ — „Viel leicht irrst Du Dich doch in ihr. Sie ist eine Meisterin in der Selbstbeherrschung und zu stolz, ihr Leid in die Welt hinauszuschreien.“

Leid? Leidet sie wirklich? Schon streift sein Blick die zur Seite des Lagers in stillem Gebet Kniende. Ja, sie sieht bleich aus, und aus diesen tränengefüllten Augen, die eben den seinen begegnet, spricht kein Glück. Wie ist es aber auch anders möglich, als daß sie bleich und angegriffen aussieht, da sie mit gewohntem Eigensinn die Hilfe einer Krankenschwester bei der Pflege des Vaters abgelehnt hat? „Er liebt nicht Fremde in seiner Nähe,“ hatte sie auf Dietrichs Vorhaltung, sich zu schonen, erwidert, „und soll ihm dieser letzte Wunsch nicht erfüllt werden? Der alte Franz und die Haushälterin genügen vollständig zu den Handreichungen, deren der Kranke bedarf.“ Er hatte nicht weiter widersprochen, weil er das Widersprechen ihr gegenüber schon lange aufgegeben hatte; wußte er doch, daß sie von einmal gefaßten Beschlüssen nicht wieder abging. Sie war eben eigensinnig, wie die meisten Frauen ihres Art.